

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 50 Ideologiekritik (2009), S. 185-188

Autor: *Manuel Knoll*

Rezension zu John Rawls

John Rawls

Geschichte der politischen

Philosophie

Frankfurt/Main 2008 (Suhrkamp), 671 S., 38,-- EUR

Der Titel, der für die deutsche Übersetzung von Rawls' Vorlesungsaufzeichnungen und Notizen gewählt wurde, weckt Erwartungen, die das Buch nicht einlöst. Denn Rawls thematisiert in seinen *Lectures on the History of Political Philosophy* weder die antike und mittelalterliche politische Philosophie noch diejenige des 20. Jahrhunderts. In den bereits 2007 in englischer Sprache erschienenen Vorlesungen behandelt er nur Hobbes, Locke, Hume, Rousseau, Mill, Marx, Sidgwick und Joseph Butler, also lediglich die politische Philosophie aus drei Jahrhunderten. Aus dem Vorwort erfährt man, dass Rawls auch über Kant, Berlin und Hart gelesen hat. In Anbetracht des beträchtlichen Einflusses von Kants praktischer Philosophie auf Rawls eigenes Denken ist es natürlich bedauerlich, dass gerade seine Kant-Vorlesungen in dem Band nicht enthalten sind. Bemerkenswert ist zudem, dass Rawls Machiavelli, den Begründer der neuzeitlichen politischen Philosophie, mit keinem Wort erwähnt, und dass er von Nietzsche unzutreffenderweise behauptet, „seine Werke gehören nicht zur politischen Philosophie“ (286). Zumindest ist sich Rawls bewusst, dass Nietzsches „Ansichten gewiß auch für die politische Philosophie von Belang sind“ (286).

Vermutlich gibt es zwei Hauptgründe, warum Rawls' Perspektive auf die politische Philosophie der Neuzeit von Interesse ist. Zum einen mag sich der Leser Erkenntnisse über Rawls' Gerechtigkeitstheorie versprechen, die heute vielfach als die bedeutendste normative Position der zeitgenössischen politischen Philosophie angesehen wird. Schließlich knüpft Rawls mit seiner *Theory of Justice* explizit an Locke, Rousseau und Kant und damit an die Tradition des neuzeitlichen Kontraktualismus an. Zum anderen liegt die Erwartung nahe, dass ein politischer Philosoph wie Rawls im Laufe seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit auch bedeutende Einsichten in die klassischen

Positionen gewonnen hat, die in der Geschichte seiner Spezialdisziplin formuliert wurden.

Zum ersten Punkt ist zu sagen, dass Rawls zwar im Verlaufe seiner Vorlesungen immer wieder auf seine Gerechtigkeitstheorie zu sprechen kommt. Bedeutende neue Einblicke in sein eigenes Denken gibt der Text jedoch nicht. Die Vorlesung, die vielleicht am meisten zu dessen besserem Verständnis beiträgt, ist diejenige, in der er Hobbes' Theorie des praktischen Vernunftgebrauchs behandelt. Denn in ihr betrachtet er Hobbes' Lehre von den natürlichen Gesetzen im Lichte seiner Unterscheidung zwischen dem Vernünftigen und dem Rationalen, die er in *Politischer Liberalismus* ausführt. Während das Vernünftige für Rawls insbesondere faire Modalitäten der Kooperation beinhaltet, versteht er unter dem Rationalen das logische Denken im Hinblick auf den eigenen Vorteil bzw. die eigenen Interessen. Auf Hobbes bezogen lässt sich mittels dieser Unterscheidung erkennen: „Viele der von Hobbes aufgezählten natürlichen Gesetze fallen unter die Rubrik dessen, was wir intuitiv als das Vernünftige erachten. Die natürlichen Gesetze artikulieren Gebote der fairen Kooperation, oder sie legen uns Tugenden und geistige und wie charakterliche Gewohnheiten nahe, die diese Form der Kooperation begünstigen“ (101). Rawls' zufolge rechtfertigt Hobbes' seine vernünftigen Prinzipien dadurch, „indem er auf das Rationale Bezug nimmt“ (101). Rawls' Ausführungen erhellen sowohl Hobbes' Konzeption der natürlichen Gesetze als auch seine eigene Unterscheidung zwischen dem Vernünftigen und dem Rationalen.

Von Interesse für Rawls' eigenes Denken sind auch seine allgemeinen Bemerkungen über politische Philosophie, die dem Buch als Einleitung vorangestellt sind, und die Vorlesungen über John Stewart Mill. In letzteren macht Rawls deutlich, dass seine eigene Position inhaltlich eine große Nähe zu Mills Liberalismus aufweist. So erklärt er, dass Mills „Prinzipien der modernen Welt, wie er sie nennt – sein Prinzip der Gerechtigkeit und sein Prinzip der Freiheit – in etwa den gleichen Gehalt haben wie die beiden Prinzipien der Gerechtigkeit“ (431).

Zu den einzelnen Interpretationen, die Rawls für die Klassiker der politischen Philosophie vorschlägt, gäbe es natürlich viel zu sagen. Seine allgemeine Maxime für den Umgang mit den verschiedenen Autoren lautet, diese in der „überzeugendsten Form darzustellen“. Dabei beherzigt er „eine Bemerkung, die Mill ... macht: ‚Eine Theorie wird erst dann wirklich beurteilt, wenn man sie in ihrer besten Form beurteilt‘“ (15). Man kann Rawls nicht vorwerfen, dass er von der angeführten Maxime in seinen Vorlesungen abgewichen wäre. Seine Interpretationen der Klassiker, etwa von Hobbes und Locke, sind lehrreich und gut zu lesen, aber eher konventionell. Was Locke anbetrifft, räumt er zwar ein, dass dieser den „Klassenstaat gutheißt“. Dennoch versucht er ihn „gegen die Fehlinterpretation Macphersons“ zu verteidigen (218, 239). Dabei wird er Macphersons Deutung, der zufolge Locke als politischer Theoretiker des

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 50 Ideologiekritik (2009), S. 185-188

Autor: *Manuel Knoll*

Rezension zu John Rawls

Besitzindividualismus zu verstehen ist, nicht wirklich gerecht.

Gelegentlich finden sich Interpretationen, die von der gängigen Lesart abweichen. So unterscheidet er etwa im Anschluss an N.J.H. Dent bei Rousseau zwei Formen des *amour-propre*, eine natürliche oder angemessene und eine unnatürliche oder pervertierte Form. In der ersteren entspricht dem *amour-propre* ein angemessenes Ziel, etwa die gleiche Stelle oder Position im Kreis der Kollegen zu erlangen, und in der zweiten ein unnatürliches, etwa „anderen überlegen zu sein und sie in unterlegener Stellung zu wissen“ (296).

Gemäß dem zentralen Thema seiner eigenen politischen Philosophie untersucht Rawls bei den Klassikern insbesondere ihre Auffassung von Gerechtigkeit. So legt er ausführlich Humes und Mills Theorie der Gerechtigkeit dar. Auch bei Marx, dessen Arbeitswerttheorie er „nicht für eine gelungene Theorie“ hält, geht er ausführlich auf das Thema Gerechtigkeit ein (478). Zutreffend konstatiert er, dass Marx „nie systematisch über Gerechtigkeit nachgedacht“ hat (511, vgl. 486). In seiner zweiten Marx-Vorlesung diskutiert er zwei gegensätzliche Interpretationen. Der einen zufolge, für die er Allen Wood anführt, kritisiert Marx den Kapitalismus nicht wegen seiner Ungerechtigkeit, sondern „im Namen anderer Werte wie Freiheit und Selbstverwirklichung“ (487). Als Teil der Moral und als juristischer Wert gehöre Gerechtigkeit für Marx zum gesellschaftlichen Überbau. Weder halte Marx den Äquivalententausch „Arbeitskraft gegen Lohn“ für ungerecht, noch existiere für ihn eine auf alle Gesellschaftsformen anwendbare und gültige Gerechtigkeitskonzeption. Demzufolge halte, so die Interpretation von Wood, Marx den Kapitalismus nicht für ungerecht.

Dagegen ist Rawls mit Norman Geras und G.A. Cohen der Auffassung, dass „Marx den Kapitalismus tatsächlich wegen seiner Ungerechtigkeit verurteilt hat“ (484). Denn auch wenn der Äquivalententausch „Arbeitskraft gegen Lohn“ nicht als ungerecht bezeichnet werden könne, sei „das Lohnverhältnis nichts weiter als die kapitalistische Enteignung der unbezahlten Arbeit“ (493). Daher spreche Marx davon, dass die Arbeitskraft in der Produktionssphäre „ausgebeutet“ wird, und „gewiß ist „Ausbeutung“ ein moralischer Begriff, der sich implizit auf bestimmte Gerechtigkeitsprinzipien beruft“ (483). Zudem werde von Marx die Ausbeutung, die er oft als „Raub“ oder „Diebstahl“ bezeichne, „als unrechtmäßig und ungerecht hingestellt“ (493). Des weiteren mache sich Marx mit seinem „Prinzip der Verteilung nach

den Bedürfnissen“ einen „objektiven, nicht historischen Gerechtigkeitsstandard zu eigen“ (493). Auch wenn Rawls noch weitere Argumente für seine Auffassung anführen kann, dürfte die Frage, was für ein Verhältnis Marx zur Gerechtigkeit hatte, in der Forschungsliteratur weiter umstritten bleiben.

Manuel Knoll